

Steffen Mau

Das metrische Wir revisited

Eine Reaktion auf meine KritikerInnen

In dieser und der vorhergehenden Ausgabe der *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* haben sich Tobias Werron, Michaela Pfadenhauer, Sarah Miriam Prinz, Greta Wagner und Désirée Waibel mit meinem 2017 erschienenen Buch *Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen* auseinandergesetzt, wofür ich ihnen danke. Sie haben manche Aussagen des Buches in Frage gestellt und Einwände formuliert, es für weiterführende Debatten und Perspektiven aufgeschlossen, auf anders gelagerte empirische Befunde hingewiesen und es auch gewürdigt. Als Autor freue ich mich über dieses Interesse und Feedback und nutze gern die Gelegenheit, auf einige wichtige (nicht alle) Punkte meiner KritikerInnen einzugehen. Ich schließe Bettina Heintz' (2018) in der *Soziologischen Revue* erschienene Rezension meines Buches in diese Entgegnung mit ein.

Vorneweg und zur Einordnung: Ich verstehe meine Replik nicht als Verteidigung jedes Buchstabens und jedes Kommas im *metrischen Wir*, sondern als Möglichkeit, verschiedene Aspekte noch einmal aufzunehmen und zu konturieren. Vieles von dem, was meine Kritikerinnen und Kritiker formulieren, ist für mich eingängig und nachvollziehbar, manches sehe ich aber anders. Da das Buch in meinem Verständnis ein Debattenbuch sein soll, habe ich schon viel erreicht, wenn es zu einer solchen Perspektivenvielfalt und zu solch hellsichtigen Kommentaren wie in diesem Forum der *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* Anlass bietet.

1 Der Status von Zeitdiagnosen

Die meisten meiner Kritikerinnen und Kritiker setzen sich mit dem Thema auseinander, was eine Zeitdiagnose kann, soll und darf, aber auch mit der Frage, was man sich damit an Problemen einfängt. Wer ein solches Buch schreibt, muss immer wissen, dass die Scheuentore der Kritik weit offen stehen. In der Fachcommunity sind der dicke Pinsel und die pointierte Darstellung ungeliebt, die Rufe nach Differenziertheit, strengerer Systematik und dichterem empirischen Belegen wird fast automatisch laut. Wohltuend ist es daher, dass meine Kritikerinnen und Kritiker sich auf das Genre Zeitdiagnose grundsätzlich einlassen und nicht etwas einfordern, was in diesem Format nicht einzulösen ist. In manchen Kreisen unseres Fachs ist die »Gegenwartsdiagnose« geradezu zu einem Kampfbegriff geworden, mit dem man in die Öffentlichkeit hinein wirkende Bücher abqualifiziert,¹ anstatt zwischen

1 Der in einer Fußnote von Sarah Miriam Pritz und Greta Wagner versteckte Hinweis, dass das Genre

gut und schlecht gemachten Zeitdiagnosen zu unterscheiden. Die allfällige Kritik an den Zeitdiagnosen übersieht meiner Ansicht nach auch die Funktion für das Fach nach außen – als Deutungsangebot, Gegen-den-Strich-Bürsten, Bereitstellung von Orientierungswissen und als fokussierte Beschreibung des sozialen Wandels. Das Fach hat es beispielsweise in meinem eigenen Feld, der Ungleichheitsforschung, weitgehend versäumt, Arbeiten zu platzieren, die möglichst empirisch fundiert, jargonarm und klar in der Darstellung ein breiteres Interesse auch außerhalb der Fachzirkel wecken können. Hier hat man das Geschäft bis auf wenige Ausnahmen anderen Disziplinen überlassen, etwa den Ökonomen (Fratzscher 2016) und den Historikern (Wehler 2013)

Die KritikerInnen haben aber recht, wenn sie Zeitdiagnosen gleich welcher Couleur einen Hang zur Vereinseitigung vorwerfen. Zutreffend ist Tobias Werrons Beobachtung, dass Trenddiagnosen ihren Erfolg auch der Tatsache verdanken, »dass sie nicht mit derselben Intensität nach möglichen Gründen für die Relativierung ihrer Diagnose« (Werron 2018: 306) suchen. Davor ist auch mein Versuch, die Quantifizierung als Megatrend herauszustellen, nicht gefeit. Was ich aber in meinem Buch bewusst vermieden habe, ist, diese als alleinigen oder dominanten Trend des sozialen Wandels auszuflaggen. Zu widersprüchlich und zu vielfältig erscheinen mir die gesellschaftlichen Entwicklungen, als dass sie auf einen so schmalen gemeinsamen Nenner zurückgeführt werden könnten. Zurückhaltend wäre ich hingegen bei der Behauptung, die Quantifizierung sei *das* Signum unserer Zeit, aber die These, dass es sich um *ein* Signum unserer Zeit handelt, würde ich aufrecht erhalten.

Umsichtig argumentiert Tobias Werron für und mit Zeitdiagnosen, lobt ihre »Trendfokussierung« (S. 306) und akzeptiert ihr Überschreiten innerfachlicher Aufmerksamkeitsgrenzen, hebt aber zugleich die Unterschiede zur Gesellschaftstheorie hervor. Die Gesellschaftstheorie, so sein Hinweis, sei »auf einen *systematisch, historisch und kulturell-räumlich umsichtigen Umgang* mit den Beständen der soziologischen Theorietradition und der heute verfügbaren empirischen Forschung« (S. 308) verpflichtet; eine Sicht, die ich teile. Über meinen eigenen Anspruch mit dem Buch hinausgehend verschiebt er das Thema der Quantifizierung in den Quadranten der Gesellschaftstheorie hinein und zeigt auf schlüssige Weise, was aus meiner Beschreibung eines allgemeinen Trends im Sinne eines entfalteten Forschungsprogramms gemacht werden könnte. Konkret geht es ihm um eine *systematische Relationierung* (Wie und mit welcher Intensität schreiten Quantifizierungen voran und welche Modi sind ihnen eigen?), eine *historische Relationierung* (hier besticht der Verweis auf die vielfältigen historischen Formen oder Vorformen beispielsweise von Rankings) und einer *räumlich-kulturellen Relationierung* (also der Frage, auf welchen gesellschaftlichen Kontext die Aussagen bezogen werden). Diese Skizze eines systematischen empirischen Programms zum differenzierten Mapping der Quantifizierung, welches dann auch Erträge für die Gesellschaftstheorie abwerfen könnte, findet bei mir offene Ohren und legt im Grunde dar, was in diesem Feld gebraucht wird. Klar

Zeitdiagnosen vornehmlich von Personen in arrivierten Positionen (noch dazu Männern) bedient wird, ist wohl auch den Risiken geschuldet, die ein solches Unterfangen mit sich bringt. Schade ist's!

ist, dass es sich hier nicht um Einzel- oder Projektforschung handeln kann, sondern um eine größere Anstrengung der kumulativen Wissensproduktion und des Synthetisierens.

2 Quantifizierung oder Singularisierung?

Es ist von Sarah Miriam Pritz, Greta Wagner und Tobias Werron angemerkt worden, dass sich *Das metrische Wir* geradezu als Gegenthese zu Andreas Reckwitz' (2017) jüngst populär gewordener Singularisierungsthese lesen lässt. Da beide Bücher fast zeitgleich erschienen sind, verwundert es schon, dass einer den Kult der Einzigartigkeit als Signum unserer Zeit ausmacht, der andere den Kult der Zahlen und die dadurch mitbedingte Standardisierung, was umso irritierender ist, als dass beide auf ähnliche Triebkräfte der Entwicklung, nämlich die Digitalisierung und die Ökonomisierung, verweisen. Andreas Reckwitz' Buch ist ohne Zweifel eine umfassende und ambitionierte Deutung der Spätmoderne mit einem stark theoretischen Anspruch, mein eigenes Buch kommt da im Vergleich bescheidener und schlichter daher, möchte weniger. Interessanterweise findet sich bei Reckwitz ein ganzes Kapitel zur Quantifizierung (S. 174 ff.). Was, so fragt er sich auch, bedeutet die zunehmende Verbreitung von Daten, quantitativen Vergleichsindizes und Messverfahren eigentlich, wenn es doch eigentlich um Einzigartigkeit geht? Wie passt die Quantifizierung (er arbeitet sogar mit derselben Terminologie wie ich) eigentlich zum »doing singularity«, wenn damit die Herstellung von Vergleichbarkeit und damit notgedrungen eine Reduzierung der Komplexität einzigartiger Güter, Eigenschaften oder Ereignissen einhergeht? Für die Antwort darauf verbleibt er in seinem ureigenen Schema: Quantifizierende Techniken werden als allgemeine Infrastruktur des Besonderen angegangen. Sie sind also nicht ihr Gegenteil, sondern Assistenzsysteme. Es komme allenfalls zu einer temporären Suspension von Besonderheiten, die zeitweilig in »Exemplare des Allgemein-Besonderen« überführt würden, aber nur, um dann wiederum Valorisierungen der Einzigartigkeit hervorzubringen. Graduelle Differenzen werden zu absoluten Differenzen – etwa bei der Vergabe von Michelin-Sternen und damit zu Prädikaten der Einzigartigkeit. Singularisierung ist und bleibt Trumpf und Telos.

So weit, so gut. Aus meiner Sicht ist dieser hegemoniale und alles überwölbende Status der Singularisierung aber wenig plausibel, auch nicht für die neuen kulturellen Mittelschichten. Eher haben wir es mit zwei gleichzeitigen und miteinander verzahnten Prozessen der Standardisierung und der Singularisierung zu tun. Nicht eines dominiert oder vernutzt das andere, wie von Reckwitz argumentiert. Warum das so ist, habe ich im *metrischen Wir* dargelegt (ohne freilich die Singularisierung selbst in den Blick zu nehmen): Weil Indikatoriken, Daten und Indizes Benennungsmacht ausüben und damit als »strukturierende Struktur« wirksam werden, stellen sie Formatierungsleistungen des Sozialen her. Sie nehmen Vorentscheidungen über Salienz, Dimensionen und Vergleichsoperationen vor, stellen spezifische, auf Daten beruhende Sichtbarkeitsordnungen her. Für Andreas Reckwitz scheint das keine Rolle zu spielen, weil für ihn einzig entscheidend ist, ob Subjekte Dingen Singularitätscharakter zumessen, nicht, ob sie tatsächlich einzigartig sind (was sowieso niemals objektiv festgelegt werden könnte). Mit dieser theoretischen

Vorstellung gerät das »doing generality« auf der Ebene der gesellschaftlichen Infrastrukturen – bei mir: die gesellschaftliche Formatierung und Standardisierung durch Daten – systematisch aus dem Blick, wird gleichsam perspektivisch verschattet. Man sieht nur noch die um »doing singularity« bemühten Subjekte, nicht das, was sie konditioniert und vereinheitlicht, nicht die Zwänge, die auf sie ausgeübt werden, nicht, wie sie sich im Streben nach Besonderheit vereinheitlichen.

In meinem Verständnis besteht das hervorstechende Merkmal der Quantifizierung darin, dass wir es zumeist mit »reaktiven Messungen« zu tun haben, also mit Messungen, die unser Verhalten, unsere Wahrnehmungsschemata und Orientierungen grundlegend beeinflussen und konditionieren. Und sie tun dies oftmals (nicht immer!) im Modus der Generalisierung, indem sie Komplexität reduzieren, soziale Phänomene auf wenige Dimensionen reduzieren, das gleiche Schema auf große Personengruppen anwenden, die Verteilung von Ressourcen, Aufmerksamkeit und Anerkennung an bestimmte Indikatoren binden etc. Die Welt der Wissenschaft bietet Anschauungsmaterial genug, um zu sehen, dass das »doing singularity« oftmals im Korsett des »doing generality« stattfindet, wenn man auf die Rolle von Zitationsindizes und darauf bezogene Publikationsstrategien schaut. Wer schreibt noch Texte in Formaten, die nichts »zählen«? Wenn es nur noch um Aufsätze in peer-reviewed Zeitschriften geht, trocknen andere Textgattungen und Publikationsorte aus. Die kauzigen Typen und habituellen Privatgelehrten, die einstmal die Universität bevölkerten und durch Einzigartigkeit glänzten, sind deshalb weitgehend verschwunden.

Menschen neigen dazu, sich an sozial eingepägten und institutionalisierten Quantifizierungen zu orientieren, was das »doing singularity« erheblich einschränkt. Das Einzigartigkeitsbestreben wird restringiert. Man könnte eine beliebig lange Beispielliste für die Rückwirkungen von Daten auf das »doing« ausbreiten, vom Gesundheitsbereich über die sozialen Netzwerke und die Messung von Arbeitsperformanz bis hin zu Bewertungsportalen. Dass es hierbei nicht zu einer Beschränkung von Einzigartigkeitsimpulsen kommen sollte, ist argumentativ und empirisch schwer zu begründen. Oft finden wir ein »conform and perform«, das sich auf Durchschnitte, Benchmarks und Körperschemata bezieht, und keinen Imperativ der Einzigartigkeit.

Pritz und Wagner (2018) schlagen nun vor, die Selbstoptimierungsperspektive als Scharnier zwischen beiden Ansätzen, der Singularisierung und der Quantifizierung, zu nutzen. Selbstoptimierungen, so die beiden Autorinnen, seien nicht nur deshalb attraktiv, weil Leistungssteigerung in der Gesellschaft einen hohen Stellenwert besitzt, sondern weil sie an die Idee des Guten geknüpft sind (S. 297). Insbesondere die Praktiken der digitalen Selbstvermessung der Selbstoptimierer ließen sich sowohl dem Pol der Rationalisierung wie auch dem Pol der Singularisierung zuordnen. Hier verschmelze das »quantifizierte Selbst« mit dem »singularisierten Selbst« (S. 299). Ich stimme zu, dass in der Selbstoptimierung und in dem darin enthaltenen Glücksversprechen bestimmte Momente sowohl der bei Reckwitz als auch bei mir beschriebenen Entwicklung enthalten sind. Bei der Gefühlsvermessung scheint dies sogar einen besonderen Ausdruck zu finden, denn hier laufen die Quantifizierung und die Singularisierung in der Tat zusammen. Der Zugang über Optimierung verweist auf andere (zusätzliche) Gründe als das reine Statusin-

teresse, um zu erklären, warum Akteure sich an der Selbstvermessung beteiligen und warum es diesen Hunger nach Zahlen gibt.

Ob sich diese Verschränkung so ohne weiteres auf andere und großflächigere Phänomene ausdehnen oder dort festmachen ließe, müsste man ausbuchstabieren und empirisch prüfen. Aufgeben müsste man dann die bei mir zentrale Rolle der Statusarbeit, insbesondere der »investiven Statusarbeit« (Schimank et al. 2014), die in der Selbstoptimierung nicht vollends aufgeht. Warum, so müsste man aber fragen, sollte der Drang nach Status der Selbstoptimierung, die ja auch als Form der Emanzipation und subjektiven Selbstverwirklichung auftritt, untergeordnet sein? Was unterscheidet Statusarbeit von Selbstoptimierung, und letztendlich auch von Singularisierung, so hieße die Frage, die zu diskutieren wäre. Ich meine, da ließe sich einiges finden, weil es eine starke Außengeleitetheit von individuellen Akteuren gibt und Statusarbeit mit dem Streben nach Anerkennung zusammenhängt. Zudem muss man prüfen, ob sich dieses Optimierungsstreben nicht nur bei bestimmten Gruppen – etwa bei der von Reckwitz beschriebenen neuen Mittelklasse mit dem Lebensstil der erfolgreichen Selbstverwirklichung – festmachen lässt, was die Reichweite eines derartigen Paradigmas deutlich einschränken würde. Was ist mit all jenen, die nicht auf dem selbstgewählten Optimierungstrip sind und dennoch permanenten Bewertungen unterworfen werden, etwa der Amazon-Dienstleister oder die Uber-Fahrerin?

3 Was ist Quantifizierung und was hat sie mit Wettbewerb zu tun?

Für mein Buch habe ich einen breiten und umfassenden Begriff der Quantifizierung gewählt, was mir auch Kritik eingebracht hat, wie etwa die von Bettina Heintz (2018). Quantifizierung verstehe ich als eine Entwicklung, im Zuge derer immer mehr gesellschaftliche Phänomene durch Zahlen bzw. numerische Werte beschrieben, vermessen, verglichen, kommuniziert und beeinflusst werden. Dies schließt Messungen mit ein, Punkteverfahren (Rankings, Ratings), die Verwendung von Indikatoriken, die Übersetzung qualitativer Phänomene in Numeriken, Notenvergaben, Zählverfahren (bei Sternen oder Likes) etc., die jeweils für sich Formen der numerischen Differenzbildung und Vergleichbarkeit hervorbringen. Für die Zwecke meines Arguments ist es – anders als Bettina Heintz einfordert – nicht notwendig, zwischen Zahlen und Ziffern systematisch zu unterscheiden und den Quantifizierungsbegriff enger zu führen. Ganz im Gegenteil: Gerade wenn ich die vielfältigen (und zugegebenermaßen heterogenen) Phänomene in einen Zusammenhang bringen will oder – wenn man so will – sie als Teile eines gesamten Syndroms interpretieren möchte, ist diese Unterscheidung für mich nicht zielführend. Man müsste schon begründen, warum der Prozess der Quantifizierung, so wie ich ihn analysiere, nur erfasst werden könnte, wenn man zwischen Zahlen und Ziffern (als Darstellungsform von Zahlen) unterscheiden würde: Was wäre der analytische Mehrwert? Welchen Unterschied macht es für die Statusarbeit und für die Frage der Ungleichheit, ob ich auf dem ersten Platz (Wort) oder dem 1. Platz (Ziffer) bei einem Wettbewerb lande? Ebenso ist es unwichtig, ob in einer Rangliste fünf Sterne, fünf Punkte oder eine Note

vergeben werden. Für mich geht es um die Verwendungsweisen von Quantifizierungen im Kontext von Vergleich, Wettbewerb und Hierarchisierung. Mit Pritz und Wagner gesprochen: Mich interessiert »wie Quantifizierung sozial ›funktioniert‹, was sie ›tut‹ und welche (Neben-)folgen sie produziert« (S. 295). Anders als Bettina Heintz, und dies scheint die (eingeschränkte) Prämisse ihrer Lesart zu sein, geht es mir weniger um die Erstellung der Daten, sondern um ihren Gebrauch und ihre Wirkung auf die Statusarbeit. Im Zentrum steht die Wirkung, also wie die Daten und ihre unterschiedlichen Darstellungsweisen von den Nutzern verstanden bzw. sozial »gelesen« werden. Das ist mein Interesse als Ungleichheitsforscher an der Quantifizierung, daran sollte auch das Interesse einer Soziologie der Bewertung mindestens heranreichen.

Mit einem starken Bein in der Bewertungssoziologie positioniert sich Désirée Waibel mit ihrem Kommentar. Sie äußert Zweifel, ob der von mir behauptete Zusammenhang zwischen Quantifizierung, Vergleich, Wettbewerb und Hierarchisierung wirklich trägt. Geht also das eine immer aus dem anderen hervor? Zu dem Vierschritt Zahlen – Vergleich – Wettbewerb – Hierarchisierung lassen sich sicherlich Fälle finden, die diesen »Kausalkomplex« (S. 4) relativieren und möglicherweise ganz anders laufen. Für mich ist das allerdings ein probabilistischer, kein deterministischer Zusammenhang (ich spreche wiederholt von »befördert«, »bestärkt«, nicht von »zwingend« oder »kausal«), gegen den ich bislang keine Evidenzen in der Breite sehe. Auch Bettina Heintz sieht die These des Zusammenhangs zwischen Quantifizierung und Konkurrenzlogik eher skeptisch und merkt an, dass es auch Vergleiche ohne Zahlen gäbe und auch auf Märkten Güter und Dienstleistungen nicht nur quantitativ (über Preissignale) bewertet würden. Hier, so scheint es mir, übersteigert sie meine Aussage und schließt zudem von Einzelphänomenen auf das große Ganze. Sie unterschlägt zugleich, dass ich diesen Zusammenhang im Kontext der Schaffung von Quasi-Märkten diskutiere (Mau 2017: 193). Dass Kennziffern der Inszenierung und Ertüchtigung von Wettbewerb dienen, sollte allzu offensichtlich sein und ist in der Literatur zur Ökonomisierung eine Binse. Natürlich gibt es auch Konkurrenz ohne zahlenförmigen Vergleich, aber sehr oft werden quantifizierende Darstellungen und Indikatoriken für die Erzeugung von Konkurrenzen genutzt, wenn man in marktfernen Bereichen Wettbewerb erzeugen will. Die Beispiele (Schönheitskonkurrenzen, Architekturwettbewerbe, Stipendienbewerbungen, Shortlists), die Bettina Heintz aufführt, sind selbst zu hinterfragen. Viele der in diesen Bereichen stattfindenden Wettbewerbe nutzen Quantifizierungen, etwa die Vergabe von Punkten oder anderen Symbolen, um Vergleichbarkeit und Differenzbildung herzustellen. Ich zitiere nur einmal den ersten Satz beim Wikipedia-Eintrag zu Schönheitswettbewerben: »Bei einem Schönheitswettbewerb treten Kandidaten in Konkurrenz zueinander an und werden von einem Gremium bzgl. Aussehen oder weiterer Eigenschaften nach einem Punktesystem bewertet.« Selbst die Wettbewerbe bei Filmfestivals kommen oft nicht ohne quantifizierende Ratings aus. Ich bleibe dabei: Erst der Gebrauch von Zahlen, quantitativen Indikatoriken, Punktesystemen o.ä. verleiht vielen gesellschaftlichen Praktiken »den Charakter eines Leistungsprozesses, der unter Konkurrenzgesichtspunkten betrachtet und rationalisiert werden kann« (Vormbusch 2012: 245). Ich hebe hier wiederum das »vielen« und »kann« hervor und schließe nicht aus, dass es auch Wettbewerbe ohne Zahlen gibt und geben

kann. Überrascht war ich von der Behauptung von Bettina Heintz, das Buch schließe andere mediatisierte Formen der Darstellung von Zahlen durch Grafiken oder Diagramme aus. Gerade das Gegenteil ist der Fall; man lese nur meine Ausführungen zu den Visualisierungen der Daten der Selbstquantifizierer, zu den Fortschrittsbalken, Linien, Reputationssternen. Das gehört für mich alles unzweifelhaft zu meinem weiten Verständnis von Quantifizierung dazu.

4 Kontexte der Quantifizierung

Désirée Waibel hat angemerkt, dass mein Buch ein großes Gewicht auf die Infrastrukturen digitaler Statusdaten lege und weniger auf die Kontexte, in denen sie entstehen und angewendet werden. Die Forderung nach Nuancierung und Kontextsensibilität kann man kaum zurückweisen und Waibel führt hier wichtige Einsichten in Feld, die auf ein Unterlaufen, Reinterpretieren oder einen reflektierten Umgang mit Zahlen verweisen. Wie breit und umfassend das stattfindet, diese Antwort müssen wir beide aber schuldig bleiben (siehe den Hinweis von Tobias Werron auf den vorhandenen Forschungsbedarf). Ich scheine in diesem Punkt jedenfalls skeptischer als sie zu sein, was solche Gegentrends angeht, und führe in dem Buch auch Gründe dafür an. Die von Waibel angeregte Unterscheidung zwischen der »infrastrukturellen Suggestion« (S. 9) und den tatsächlichen Praktiken, ist eine wichtige Differenzierung, die die Forschung anleiten sollte. Bei mir taucht sie auf, aber eher unsystematisch. Es ist letztlich eine empirische Frage, wie Menschen auf die Quantifizierungen reagieren. Es geht um das – um es im üblich gewordenen Vokabular auszudrücken – »doing quantification«. Ich stimme weiterhin mit ihr überein, dass es sich bei der Interpretation der Statusdaten als symbolisches Kapital nicht um eine Eigenschaft des Trägers handelt, sondern um eine Zuschreibung. Anders als andere Formen des symbolischen Kapitals tragen Daten aber eine Form der Objektivierung und Verrechenbarkeit, die eine besondere Wirkkraft besitzt. Damit liegt ihr »Wert« immer noch im Auge des Betrachters, er kann aber anders wahrgenommen und kommuniziert werden. Im kalten Charisma von Zahlen liegt auch die ihnen eigene Suggestionskraft, der man sich nur schwer entziehen kann.

Nach meinem Wissensstand ist eine empirisch fundierte Systematisierung einer »Bewertung mit Zahlen« bislang noch nicht verfügbar. Die von Waibel angeführten Beispiele für abweichende Trends reichen für mich nicht über Illustrationen hinaus. Sie kratzen an meiner These, bringen sie aber nicht zu Fall, meine ich. Wohin der Zug rollt – um die einprägsamen Bilder von Michael Pfadenhauer aufzugreifen – wie schnell er fährt und an welchen Bahnhöfen er anhält, ist damit natürlich noch nicht geklärt. Der Teufel steckt hier einmal mehr, im Detail. Manches können wir noch nicht wissen. Das von Waibel und mir diskutierte Beispiel des Social Credit Score in China ist so ein Fall, über den man lange debattieren könnte. Désirée Waibel (2019: 9) führt aus, dass es sich beim Social Score »nicht um ein quantifiziertes Statussignal« handle, sondern allenfalls um »schwarze und rote Listen, die binär bewerten«. Noch ist nicht vollends klar, wie das Sozialkreditsystem in Zukunft genau aussehen wird und ob tatsächlich jeder mit einer Zahl

bewertet wird, aber es gibt in China etliche Pilotprojekte, die in diese Richtung laufen. Die App »Ehrliches Shanghai«, so berichtet Kai Strittmatter (2018: 180ff.), sammelt Daten von 97 Ämtern und Behörden ein, insgesamt 5.198 Einzeldaten. Die meisten Anwendungen, ob China Credit, Pilotierungen in Rongcheng oder eben »Ehrliches Shanghai«, arbeiten mit Scorings, der Punktwertemethode. Überschrittene oder unterschrittene Werte können zum Ausschluss von Wohnungsangeboten und Studienplätzen oder zu »travel bans« führen, oder, spiegelbildlich, Privilegierungen hervorbringen. Es ist hier keine binäre Bewertung im Spiel, wie von Waibel behauptet, sondern eine auf vielen Einzeldaten beruhende quantifizierende Statusbewertung, die dann erst in der Anwendung einer binären Logik von Ein- und Ausschluss folgt.

Derzeit befinden wir uns, was die Erforschung der Phänomene der Quantifizierung angeht, noch im Stadium einer bislang wenig verdichteten Kasuistik, in der man sich mit Verweis auf jeweils andere Beispiele unendlich widerlegen kann. Tobias Werron hebt hervor, dass der Weg hin zu einem gesicherten Erkenntnisstand noch weit ist und ich somit mein Buch erst in 20 oder 30 Jahren hätte schreiben können, wollte man all dies davon erwarten. Hier ist die Bewertungsforschung selbst gefragt, theoretisch-konzeptionelle Angebote zu machen, die erklären, wann welche Bewertungskonstellation (Peetz et al. 2016) zum Tragen kommt und mit welchen Folgen. Womöglich müsste sie sich dafür auch institutionentheoretisch besser zurüsten. Das, was diese Literatur bislang zu bieten hat, zielt oft an den mich umtreibenden Fragen nach der Refiguration der sozialen Ungleichheit vorbei bzw. berührt sie nur auffallend oberflächlich. Ob dort mittelfristig eine Erweiterung stattfinden wird, die über die Beschreibung und Rekonstruktion immer wieder unterschiedlicher Bewertungsformen hinausführt, oder die Grundmodi, Verbreitung, soziale Wirkungsweise und die Ungleichheitseffekte belegen, beschreiben und erklären kann, bleibt abzuwarten.

5 Mediatisierung, Sozialität und die Frage der Ungleichheit

Michaela Pfadenhauer weist in ihrer Kritik darauf hin, dass ich zum Themenfeld der Mediatisierung wenig sage, obwohl sich hier leicht Anschlüsse herstellen ließen. Dabei geht es um einen medientechnisch hervorgerufenen Wandel von Kultur. Die Durchdringung von Kultur und Ökonomie und neue Formen der Vergemeinschaftung könnten solche abgeleiteten Fokussierungen sein. Dabei geht Pfadenhauer in Simmelscher Tradition davon aus, dass kommunikative Wechselwirkungen der Stoff sind, »aus dem das Soziale gewebt ist« (Pfadenhauer 2019: 5). Kommunikation wäre dann eine Art Oberbegriff, der auch Bewerten und Vergleichen einschliesse. Bettina Heintz' (2018) Hinweis darauf, dass es analytisch sinnvoll sein kann, Zahlen und Ziffern vor allem als Kommunikationsmedien zu interpretieren, also als Darstellungsform, sucht auch den Anschluss an medien- und kommunikationstheoretische Perspektiven, allerdings mit anderen Erwägungen und letztlich deutlich enger.

Dem »Sozialen« über eine derartige Perspektivverschiebung besser auf die Schliche zu kommen, ist sicherlich nicht von der Hand zu weisen – allein, es hängt davon ab, wel-

che Zentralperspektive man einnimmt und was man damit sichtbar machen möchte. Bei einer allgemeineren Erweiterung auf Kommunikation und Mediation würde vor allem die Rationalisierungs- und Standardisierungstendenz der Quantifizierung und somit auch das, was den Gebrauch von Zahlen für die Ungleichheitsfrage so interessant macht, abgedimmt. Will man die Vielfalt kommunikativer Handlungen erschließen, lässt sich die Rolle von Mediatisierung heute vermutlich nicht hoch genug schätzen. Ob ein zeitdiagnostisches Buch zur Quantifizierung des Sozialen, das einen wichtigen Trend herausstellt und befragt, Mediatisierung als Zentralperspektive wählen sollte, daran habe ich meine Zweifel, ohne dass ich in Abrede stellen kann, dass sich mit dem Konzept der Mediatisierung noch weitere Aspekte sinnvoll entschlüsseln ließen. Was aber, so wiederum meine Gegenfrage, gewönne man damit für das Verständnis neuer datenbasierter Hierarchien, für die Analyse der Verbreitung von Scorings für die Zuweisung von Markt- und Lebenschancen oder die Entschlüsselung der zahlenbasierten Statusarbeit?

Möglichweise wird das Buch von Einigen mit einem weiteren Theoriehorizont gelesen, als ich ihn aufspannen wollte, aber ich offeriere in meinem Buch keine Theorie der Gesellschaft, sondern gehe allenfalls der Frage der möglichen Trends und Effekte der Quantifizierung nach. Es geht um eine *Tendenz* der gesellschaftlichen Entwicklung, nicht um den Kern dessen, was Gesellschaft ausmacht. Eine Gesellschafts- oder gar Sozialtheorie wird nicht vorgeschlagen, eine neue oder veränderte Perspektive auf die Fragen der Ungleichheit schon. Zentral sind deshalb für mich die sich im Prozess der Digitalisierung steigernden Möglichkeiten der Erfassung und Differenzbildung, die m.E. die Individualisierung vorantreiben und Kollektivitäten zerfasern lassen (Mau 2017:273) (was Bettina Heintz irritierenderweise als Beschreibung der Gesamtgesellschaft liest, nicht als Wirkungstendenz der Quantifizierung). Dass damit »soziale Ungleichheit verschwunden« (Heintz 2018: 636) sei, wird in meinem Buch gar nicht behauptet. Richtig ist: Es entstehen neue »numerische Ungleichheiten« mit quantitativen Statusmarkern, die andere Ungleichheitsdimensionen überlagern, unterlaufen oder sich an diese anheften.

6 Im Datenrausch?

Zum Aufstieg der Datengesellschaft und des digitalen Kapitalismus liegen zahlreiche aktuelle Arbeiten vor (stellvertretend für viele: Zuboff 2018), die zeigen, wie die großflächige Datenextraktion an Boden gewinnt und Algorithmen für Klassifizierung und Verhaltenssteuerung immer größere Verbreitung finden. Dass uns das nur am Rande oder längst nicht alle beträfe, wie von Bettina Heintz (2018: 636) eingeworfen, findet man dort jedenfalls nicht. Ihre Aussage, dass es sich bei der einsehbaren Bewertung mit Sternen oder Ranglisten – kurz: bei den vielen Formen der numerischen Ungleichheit – nur um ein Phänomen handle, das allenfalls bei den Stars, nicht beim Fußvolk eine Rolle spiele, verwundert vor diesem Hintergrund doch sehr. Ein Besuch der Website mylife.com, wo man sich für alle erwachsene Amerikaner einen Reputationsscore auf der Grundlage sehr vieler Datenquellen erstellen lassen kann, mag hier helfen. Bei AirBnB bewerten sich Vermieter und Mieter von Appartements ständig gegenseitig – für alle einsehbar. Auch

ansonsten ist viel in Bewegung: Immer mehr Unternehmen in den USA lassen anhand von tausenden Daten den »customer lifetime value«, den »Kundenlebenszeitwert« errechnen, der angibt, wie viel Kunden einem Unternehmen innerhalb ihres Lebens einbringen, so dass sich daraus unmittelbar ableitet, wie ein Kunde angesprochen und umworben wird. Oder man nimmt sich einmal das Gutachten des Sachverständigenrats für Verbraucherfragen (2018) zum Thema Verbraucherscoring als Lektüre zur Hand. Ob bei Telematik-Tarifen, dem Gesundheitsscoring oder der Kreditbewertung – die auf Grundlage von Punktvorgabe bonifizierbaren Aktivitäten nehmen zu. Zunehmend kommen Scorings auch in der Sozial- und Arbeitsmarktpolitik und der sozialen Daseinsvorsorge zur Anwendung. Mal sind diese Daten nur für die Bewerteten einsehbar, mal durch Dritte, mal für alle.

Schließlich: Ist *Das metrische Wir* (zu) dystopisch? Dies legen manche Kritiken nahe. Der Verweis auf neue Formen der Vergemeinschaftung ist hierbei sicherlich ein gewichtiges Argument, ebenso wie die Gegentendenzen des »gaming the system« und der digitalen Abstinenz. Hier bestätigt sich einmal mehr die Gleichzeitigkeit unterschiedlicher, oft widersprüchlicher Entwicklungen, die ich weder ausschließen kann noch ausschließen will. Nun liegt zwischen dem Schreiben des Buchs und dieser Reflexion auch einiges an Zeit, so dass man ein etwas größeres Zeitfenster betrachten kann, allerdings wiederum nicht so groß, dass wir mit Gewissheit sagen können, wohin der Zug rollt. Es gibt nunmehr – dieser Posten steht auf der Entwarnungsseite – die Europäische Datenschutzrichtlinie, die die Verwertungsmöglichkeiten von Daten erheblich beschränkt und damit auch der Quantifizierung Fesseln anlegt. Zudem beobachten wir, dass die Vermassung der Daten zu einem weißen Rauschen werden kann, das unser Verhalten und unsere Orientierungen immer weniger tangiert, weil zu viele Daten unsere kognitiven Verarbeitungsmöglichkeiten übersteigen. Einerseits. Andererseits haben wir durch die Skandale um Facebook und Cambridge Analytica einen Einblick in die Geschäftspraktiken der großen Datenunternehmen erhalten, die mein Buch viel zu milde wirken lassen. In den USA werden Scoringtechniken inzwischen auch zur Klassifikation der Sozialhilfeempfänger verwendet; es entstehen »digitale Armenhäuser«, aus denen man nur schwer wieder herauskommt (Eubanks 2018). Die chinesischen Bemühungen um die Nutzung von Scoringtechniken zur Überwachung und Disziplinierung der eigenen Bürger haben inzwischen auch schon woanders Interessenten gefunden². Das exponentielle Wachstum algorithmisierter Entscheidungsverfahren, die Verbreitung von Scorings und der Aufstieg des digitalen Kapitalismus sind nicht nur modische Stichworte aus den jüngsten Debatten, es sind auch reale Entwicklungen, die die Quantifizierung vorantreiben und unser soziales Miteinander grundlegend verändern.

Und noch etwas scheint mich darin zu bestätigen, dass ich mit meiner Diagnose nicht auf dem Holzweg bin. In allen Kritiken im Forum der *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* gibt es Forderungen nach Nuancierung, Kontextualisierung und Erweiterung der

2 https://www.washingtonpost.com/opinions/2018/12/05/china-exports-its-high-tech-authoritarianism-venezuela-it-must-be-stopped/?noredirect=on&utm_term=.449cde58b86d (Zugriff 20.12.2018)

von mir vorgelegten Perspektive; der allgemeine Trend, den ich sichtbar mache, wird hingegen nicht grundsätzlich in Frage gestellt oder bestritten. Es scheint – auch in den Augen meiner Kritikerinnen und Kritiker – also an der Quantifizierung des Sozialen, wie ich sie beschreibe und zum Thema mache, etwas dran zu sein. Und wenn dem so ist, dann bedeutet das, dass eine Soziologie der Quantifizierung ein weites Spektrum an Themen vor sich hat, die es lohnt, zu beackern.

Literatur

- Fratscher, Marcel (2016). *Verteilungskampf. Warum Deutschland immer ungleicher wird*. München: Carl Hanser.
- Heintz, Bettina (2018): »Von der Allmacht der Zahlen und der Allgegenwart des Bewertens«. In: *Soziologische Revue* 41(4), S. 629–642
- Eubanks, Virginia (2018): *Automating Inequality: How High-Tech Tools Profile, Police, and Punish the Poor*. New York: St Martin's Press.
- Mau, Steffen (2017): *Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen*. Berlin: Suhrkamp.
- Mau, Steffen (2018): »Die Quantifizierung des Sozialen«. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 7(2), S. 274–292.
- Peez, Thorsten/Enno Aljets/Frank Meier/Désirée Waibel (Hrsg.) (2016): »Soziologie der Bewertung«. In: *Berliner Journal für Soziologie* 26(3/4), S. 301–305.
- Pfadenhauer, Michaela (2019): »Digitalisierung auf Siegeszug? Verspätungen, Zwischenhalte und Schienenbrüche«. In: *Zeitschrift für theoretische Soziologie*, S. 98–107
- Prinz, Sarah Miriam/Greta Wagner (2018): »Zeitdiagnostische Konkurrenzen. Selbstoptimierung im Spannungsfeld von Quantifizierung und Singularisierung«. *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 7(2), S. 293–302.
- Reckwitz, Andreas (2017): *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Sachverständigenrat für Verbraucherfragen (2018): *Verbrauchergerechtes Scoring (Gutachten)*. Berlin.
- Schimank, Uwe/Steffen Mau/Olaf Groh-Samberg (2014): *Statusarbeit unter Druck? Zur Lebensführung der Mittelschichten*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Strittmatter, Kai (2018): *Die Neuerfindung der Diktatur: Wie China den digitalen Überwachungsstaat aufbaut und uns damit herausfordert*. München: Piper.
- Vormbusch, Uwe (2012): *Die Herrschaft der Zahlen. Zur Kalkulation des Sozialen in der kapitalistischen Moderne*. Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag.
- Waibel, Désirée (2019): »Das digitale Gehäuse der Hörigkeit – kontextualisiert«. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie*, S. 108–118.
- Wehler, Hans-Ulrich (2013): *Die neue Umverteilung: Soziale Ungleichheit in Deutschland*. München: CH Beck.
- Werron, Tobias (2018): »Quantifizierung. Überlegungen zum Verhältnis zwischen Zeitdiagnose und Gesellschaftstheorie anlässlich von Steffen Maus Buch ›Das metrische Wir‹«. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 2, S. 303–315.
- Zuboff, Shoshana (2018): *Das Zeitalter des Überwachungskapitalismus*. Frankfurt/New York: Campus.

Anschrift:

Prof. Dr. Steffen Mau
Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für Sozialwissenschaften
Unter den Linden 6
10099 Berlin
Steffen.mau@hu-berlin.de